

GÜNTER LANGE (Bochum)

FREUDE AM DASEIN, FREUDE AM CHRISTSEIN, FREUDE AM KATECHETSEIN

Für Katecheten, Lehrer und Professoren sind die Ferien ein bevorzugter Ort der Daseinsfreude. Schöpfungsfreude als Freude am Dasein. In einer sehr persönlich gehaltenen Erzählung des 30jährigen Julien Green mit dem Titel *L'autre sommeil* [Der andere Schlaf]¹ hat der junge Ich-Erzähler in den Ferien ein intensives Natur-Erlebnis:

„Das Haus, in welchem wir die großen Ferien verbrachten, lag über dem Seine-Tal. Ein Vorhang aus Bäumen entzog Fluß teilweise unseren Blicken, doch drei Minuten Fußweg genügten, eine Lichtung zu erreichen, von wo aus das Auge ohne ein Hindernis die weite Landschaft erfaßte. Jener Ort war mir vertraut. Kaum waren die Koffer ausgepackt und die Fensterläden aufgestoßen, war ich auch schon dort, und das Herz schlug mir vom raschen Laufen. Die Freude machte mich zugleich bekommen. So viel Licht: ich schloß unwillkürlich die Augen und sah es unter den Lidern immer noch. Ich streckte mich im Gras aus, als drücke der Himmel mich da hinein. Den Kopf noch voll von dem Lärm in Passy, hatte ich das Gefühl, die Stille überrolle mich gleich einer Welle. Diese Stunde war die herrlichste des ganzen Sommers. Sie heilte mich von meiner Traurigkeit; ich vergaß die Schulprobleme, die Schwermut meines Vaters und unsere dunkle Wohnung, wo alles sich dem Grab zuzuneigen schien. Einige Wochen zuvor, als mir irgendeine Gräßlichkeit zusetzte, waren mir, allein bei dem Gedanken an die Blumen auf den Wiesen und die Rufe der Vögel inmitten der Bäume, große Tränen des Kummers über mein Rechenheft gerollt. Und jetzt fühlte ich diese Blumen unter meinen Fingern und an meinem Gesicht, und die Vögel folgen über mich hin und ließen ihre Rufe hören. Damals erfuhr ich, zu welcher Macht die reine Daseinsfreude anwachsen kann“

Der Ich-Erzähler ist kein Durchschnittstyp; er ist vielmehr „der Prototyp des denkenden jungen Menschen unserer Zeit, des einzelnen, der in einer undurchschauten und undurchschaubaren Situation sich gegen das Leben in der Masse, gegen das Schicksal, gegen die menschlichen Lebensbedingungen im allgemeinen auflehnt.“² So hat sein Naturerlebnis auch etwas von der Flucht vor der Härte des Lebens an sich.

¹ Julien Green, *Der andere Schlaf* (Paris 1931), München 1990, S. 27 f.

² *Kindlers Literatur Lexikon*, München 1974, Bd. 4, S. 1289.

Hat angesichts der immer schon erfahrenen Härte des Daseins und angesichts der heute hinzukommenden Gefährdung der Schöpfung „Daseinsfreude“ überhaupt ein Recht? Wie verhält sich dazu die „Freude am Christsein“? Und woher bezieht diese ihre Rechtfertigung in Zeiten der Dechristianisierung und Marginalisierung des Glaubens?

Matthias Claudius verdanken wir das Gedicht *Täglich zu singen*, dessen drei ersten Strophen unbändige Lebensfreude und Freude am Christsein, am Erlöstsein, verbinden³. Es wird nicht, wie bei J. Green, ein punktuell starkes Erlebnis mitgeteilt, sondern ein Lebensgrundgefühl:

Täglich zu singen

Ich danke Gott und freue mich
Wies Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön Menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen,
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zu Mute ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heilige Christ
Bescheret hatte, Amen!

Hier sind Daseinslust und Freude am Christsein untrennbar verschmolzen; denn die Weihnachtsfreude der Kinder, die zum Vergleich dient, ist ja ein Echo der Menschwerdung Gottes. Die Schöpfungsordnung — von Claudius in kosmischer Weite und zugleich in heimatlicher Vertrautheit gesehen — ist umfassen von der Erlösungsordnung. Freude ist in diesem Gedicht als Frucht der Erlösung erfahrbar, — einer Erlösung, die dazu befreit, sich der Schöpfung uneigennützig zuzuwenden und sich an ihr zu freuen.

Wenn ich das *Lexikon für Theologie und Kirche* unter dem Stichwort „Freude“ befrage, dann kommen von den dort aufgezählten sechs christlichen Freude-Arten allein vier in diesen drei Strophen vor, nämlich Daseins-Freude (wir sind in Gott und vor Gott), Erwählungs-Freude (wir sind von Gott mit unserem Namen gerufen), Sicherheits-Freude (Gott bejaht uns in Schöpfung und Erlösung) und Wissens-Freude (wir wissen um das Nahsein Gottes und seiner Liebe). Es fehlen demnach nur noch die Wirkens-Freude (wir dürfen an Gottes Wirken teilnehmen) und die Parusie-Freude

³ J. Pfeiffer, *Wege zur Dichtung*, Hamburg 1952, S. 95.

(wir erwarten die Offenbarung seiner Herrlichkeit)⁴. Im Vergleich mit dieser Lexikon-Information springt das Plus des Gedichts ins Auge: Es spricht nicht kühl und differenziert über das Phänomen Freude, sondern realisiert es durch gestalthaft-konkrete Verdichtung, so daß beim Lesen, Hören oder Singen des Gedichts ein Funke, ein Freudenzündfunke, überspringen kann.

Das Gedicht ist — auch in höherem Alter — leicht zu lernen. Das hängt nicht nur mit seinen Inhalten zusammen: Mit der glücklichen Erinnerung ans Kindsein, mit dem an Weihnachten verdichteten Existenzgefühl, mit dem fast paradiesischen Landschaftsbild in der 2. Strophe oder mit der Erfahrung, daß man alt werden und immer noch staunen kann über das Wunder des Seins wie ein Kind. Nein, es liegt nicht nur am Inhalt des Gedichts, sondern vor allem an seiner Gestalt, an seiner sprachlichen Magie, die den an sich prosaischen Inhalt verdichtet zu einem rhythmisierten Daseinsjubiläum.

Das Lebensgefühl, die Weltanschauung des Matthias Claudius, „das dankbare Gefühl der weltoffenen Existenz von Gott her und auf Gott hin“, hat sich zu einem Gebilde verdichtet, „das rhythmisch schwingt, melodisch klingt und symbolisch leuchtet“⁵. Kunst nicht nur als Grund und Steigerung der Freude am Dasein, sondern ineins damit auch als Steigerung der Freude am Christsein. Erst diese Verwandlung der persönlichen Erfahrung in ein zauberkräftiges Wortgebilde macht daraus mehr als eine private Mitteilung. Sie macht diese Erfahrung übertragbar auf andere Situationen. Die unscheinbare Schlichtheit der Verse läßt fast vergessen, daß hier eine gewollte und gemachte Form vorliegt, die das diffuse Innerste zum sinnenfälligen Ausdruck bringt. Erst durch die künstlerische Formgebung kann ich mit dem Lebensgefühl des Poeten unter den Journalisten, der Claudius war, kommunizieren. Nicht nur, daß mir in den festlichen Augenblicken der inneren Zustimmung zum Dasein oder zu mir selbst diese Verse in den Sinn und als adäquater Ausdruck auf die Lippen kommen, sondern auch so, daß sie mich in den Phasen der Depression, des Überdrusses und der Verdrießlichkeit verändern können. Das Gedicht wirkt sozusagen nicht nur „ex opere operantis“, gemäß der Disposition des Sprechenden und Hörenden, sondern auch „ex opere operato“, aus sich selbst. Das ist das Wunder seiner Wirkung. Die stimmige Form hat therapeutische Qualität. Man muß sich das Gedicht gelegentlich und immer wieder „zu Gemüte führen“; „täglich zu singen“ heißt ja die Überschrift.

Dieser Titel führt uns weiter. Er kann als infinitiver Imperativ, als Anweisung verstanden werden, als ein Rezept der Lebenskunst. Freude läßt sich jedoch nicht kommandieren. Grammatikalisch kann „täglich zu singen“ aber auch als Potentialis verstanden werden: Täglich singbar und d.h.: in jeder

⁴ G. Feuerer, zit. von Alfons Auer im LThK Bd. 4, Freiburg im Br., Sp. 362.

⁵ J. Pfeiffer (Anm. 3), S. 96 ff.

Situation singbar. „Die christliche Freude ist von der psychologischen Typik oder von Zufälligkeiten nicht abhängig. Sie ist auch kein subjektiver Überschwang im Vergessen der Realität. Unmittelbar gegeben in dem Glaubensanschluß an Christus, wird sie zur Danksagung für die Erlösung und zum Lobpreis des Schöpfers“ So Hermann Volk im (alten) *Handbuch Theologischer Grundbegriffe*⁶. (In der Neuausgabe fehlt das Stichwort „Freude“).

Es gibt eben nicht nur das Singen als Ausdruck und Steigerung von schon vorhandener Lebensfreude. Es gibt auch Singen gegen die Zufälligkeiten des Schicksals und gegen die Realitäten der Tagesnachrichten, — damit sie uns nicht erdrücken und die Finsternis nicht zuviel Raum gewinnt; ein Singen, das nicht so tut, als wäre man schon im Himmel, sondern ein Lied, das den herrschenden Zuständen trotzt und das deshalb benötigt wird wie das „tägliche“ Brot. Diese Verse können dazu dienen, Mut zu machen in jedweder bedrohlichen Lebenssituation.

Damit verliert die Sache ihre erste Naivität. „Täglich zu singen“ heißt dann ja: Auch in der Erfahrung der eigenen Endlichkeit, selbst im Angesicht des Todes. Auch im Bewußtsein des Elends in der Welt und der innerkirchlichen Verdrossenheit hierzulande sind diese Verse täglich singbar. Trotz des jedem reifen Menschen nicht erspart bleibenden Anteils an Schwermut im eigenen Seelenhaushalt, trotz der Frustrationen, die heutzutage zum Beruf eines Bischofs oder Pfarrers, einer Katechetin oder eines Religionslehrers gehören. Alle kennen die realen Gründe, die einen verstummen lassen können, resignieren lassen oder zumindest auf Sparflamme leben lassen können, auch in der Kirche. Angesichts einer berechtigten Verdüsterung der Lebensstimmung wirkt die beschwingte christliche Daseinslust unseres Gedichtes weltfremd. Sie steht geradezu unter Ideologieverdacht. Ein solcher gedichteter Ausdruck des Vertrauens darf deshalb nicht dazu herhalten, unheilvolle Realitäten zu verdrängen; er dient vielmehr dazu, sie auszuhalten oder ihnen Paroli zu bieten. Es handelt sich um „anthropologisch gewendete“ Freude an Gott und nicht etwa um eine Schlußfolgerung aus der Wahrnehmung der Welt, wie sie ist.

Die hochgemute Behauptung des Dogmatikers dagegen, daß Gott selbst die Freude ist, ist in ihrer Erfreulichkeit schwer zu verifizieren. Gemeint ist die innertrinitarische Freude. „Gott, dessen Wesen es ist, alles zu Würdigen- de auch zu würdigen“, sagt Hermann Volk⁷, „würdigt zunächst in Seligkeit sich selbst Vater, Sohn und Heiliger Geist (sind) in der ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit völlig adäquaten Weise und Intensität einander zugewandt, sie ehren, verherrlichen und lieben einander... Der Heilige Geist, die Zugewandtheit von Vater und Sohn..., ist die Selbstbejahung und Freude

⁶ H. Volk, Art. „Freude“, [in:] HbThGr, Bd. 1, München 1962, S. 415.

⁷ Ebenda.

Gottes in Person". Das will ich gerne glauben, merke aber, daß es mich relativ kalt läßt: Dieser Glaube wäre nur Zustimmung des Willens, ein Fest-für-wahr-Halten von etwas nicht Erfahrbarem.

Anders sieht die Sache aus, wenn ich, was der Dogmatiker Volk nicht tut, Gottes Freude an sich selbst übertragen dürfte auf mein individuelles Selbstsein. Wenn die Nachahmung Gottes so weit gehen darf, daß auch ich, das Geschöpf, göttliche Freude an mir selbst haben darf, „daß ich bin, bin! und daß ich dich, Schön Menschlich Antlitz! habe" Hinter bin! und Antlitz! hat Claudius — mitten in der Zeile — je ein Rufzeichen gesetzt, wohl um mit allem Nachdruck zu sagen, daß mein nacktes Dasein, mein leib-seelisches Menschsein, wie es sich im Antlitz spiegelt, ein unerschöpflicher Grund zur Freude ist. Die Selbstliebe, die so oft verdächtige, geschmähte und verpönte, als Gottesgeschenk! Die Selbstbejahung als Quell der Freude. Freilich nicht narzißtisch isolierte Selbstliebe, sondern eingebunden in das unbedingte Bejahtsein von Gott her und erweitert im Blick auf die Schöpfung ringsum. Die Zuwendung Gottes, also die heilsökonomische Trinität, gilt eben nicht nur der Menschheit und Schöpfung insgesamt, sondern mir persönlich. „Jeder ist unbedingt erwünscht", — so hat Mutter Teresa auf katechetisch geniale Weise ihren Lebensimpuls formuliert. In dem adverbialen „unbedingt" kommt diskret zum Vorschein, woher sie dieses hoffnungsvolle Bild vom Menschen bezieht. „Unbedingtes Erwünschtsein" kann genaugenommen nur Gott praktizieren. Aber Mutter Teresa und ihre Schwestern praktizieren es nach Kräften an anderen und lassen so ihr Sprechen von Gott wahr werden. Wenn wirklich von Gott her „jener unbedingt erwünscht" ist, dann darf ich das ohne falsche Bescheidenheit auch auf mich und meine Existenz beziehen. Dann ist hier ein „archimedischer Punkt" gefunden, der mich in meiner Lebensfreude unabhängiger macht von Stimmungen, aber auch von Erfolg und Mißerfolg im Beruf.

Damit sind wir endlich bei uns selbst, den Katecheten und Katechetinnen, den Religionslehrerinnen und -lehrern, den Botschaftern und Begleitern des Glaubens vor Ort, im konkreten Alltag.

Der heilige Augustinus hat in seiner Bekannten Schrift *De catechizandis rudibus* [Vom ersten katechetischen Unterricht] als Hauptsorge, *cura maxima*, herausgestellt, „wie wir es erreichen können, daß jeder Katechet mit Freude an seine Aufgabe herangeht; je besser ihm dies nämlich gelingt, umso mehr Anklang wird er finden"⁸. Die Ermunterung des Katecheten zur

⁸ Aurelius Augustinus, *Vom ersten katechetischen Unterricht*. Neu übersetzt von Werner Steinmann, bearbeitet von Otto Wermelinger, München 1985 (Norbert Brox Hg., Schriften der Kirchenväter, Bd. 7), S. 17 f.; vgl. den Exkurs: *Augustins Begriff der hilaritas*, in: Reinhard Wunderlich, Johann Peter Hebels, „*Biblische Geschichten*", Göttingen 1990, S. 188—190; zum lateinischen Text vgl. J. B. Bauer, *De cat. rud.*, [in:] *Corpus Christianorum, Series Latina* (CCL), Bd. 46 (1969), S. 115—178.

Freude am Unterricht ist ihm wichtiger als alle Einzelanweisungen. Solche beruflich ausschlaggebende Freude heißt bei Augustinus „hilaritas“; gemeint ist also gelöste Heiterkeit. Diese Freude ist gelassener gestimmt als die stürmische des Claudius-Gedichts.

Der augustinische Gegenbegriff zur katechetischen Freudigkeit ist „taedium“, die Verdrossenheit. Sechs Gründe⁹ zählt der Kirchenvater auf, die zum Überdruß beim Katecheten führen können: Die Unterlegenheit der Worte gegenüber den Gedanken; die Unzulänglichkeit des eigenen Wissens; die innere Abneigung dagegen, immer dasselbe verkünden zu müssen, Dinge wiederholen zu müssen, die uns zur Genüge bekannt sind und die womöglich unter unserem eigenen Niveau sind. Verdruß bereitet der „auditor immobilis“, das heißt, der teilnahmslose Adressat der Katechese. Gelingt es uns nicht, ihn zu bewegen, so „befällt uns Traurigkeit, mitten im Lauf erleiden wir eine Schwäche und geben entkräftet auf, da uns alle Mühe nutzlos erscheint“¹⁰. Nutzlos heißt hier „frustra“ Hinzu kommen als Störfaktoren der Freude situativ bedingte Störungen des seelischen Gleichgewichts und berufliche Mißerfolge.

„Welcher auch immer von all diesen Gründen die Heiterkeit, „serenitas“, unseres Herzens verdunkelt, wir müssen gemäß dem Willen Gottes nach Heilmitteln suchen, mit denen sich jene Spannung lösen läßt, so daß wir aufjauchzen in der Glut des Geistes und uns freuen an der inneren Ruhe, die das gute Werk gibt. ‘Einen freudigen Geber nämlich liebt Gott’ (2 Kor 9,7)“¹¹.

Von der Liste der Heilmittel, „remedia“, die Augustinus vorschlägt, führe ich nur einige an. Beispielsweise stellt er unseren kurzatmigen Lehreraktivitäten das Heilshandeln Gottes in seiner Weite gegenüber. „In diesem Bewußtsein wird es dem Lehrer möglich, seine subjektive Abhängigkeit vom Erfolg zu relativieren, die oft die tiefste Ursache für Resignation und Depression ist. Wenn er dagegen den Ausgang seiner Unternehmungen in die Hand Gottes zu legen vermag, wird er wieder aufnahmefähig für die Freude“¹². Das Erdulden all der Unannehmlichkeiten wird uns sogar delectieren, vorausgesetzt, wir haben bei der Katechese nicht unseren eigenen Ruhm im Auge¹³. „Im Grunde ist das Heilmittel, das Augustinus hier empfiehlt, ein gesundes Maß an innerem Abstand zu dem, was der Lehrer tut. Er soll sich zwar für seine Sache engagieren, aber nicht so, daß er krampfhaft seine Identität nur noch im Erfolg sucht“¹⁴.

⁹ Vgl. E. Reil, *Aurelius Augustinus, De catechizandis rudibus. Ein religionsdidaktisches Konzept*, St. Ottilien 1989 (Studien zur Praktischen Theologie, Bd. 33), S. 36—52.

¹⁰ A. Augustinus, a.a.O., S. 37.

¹¹ Ebd., S. 38.

¹² E. Reil, a.a.O., S. 41 f.

¹³ Vgl. A. Augustinus, a.a.O., S. 42.

¹⁴ E. Reil, a.a.O., S. 42.

Ein anderes Heilmittel gegen Verdrießlichkeit lautet: „Wenn wir es leid sind, dauernd die üblichen, für Kinder angemessenen Themen zu wiederholen, neigen wir uns doch in brüderlicher, väterlicher und mütterlicher Liebe zu ihnen hinunter und knüpfen wir die Verbindung zu ihrem Herzen, und auch uns wird alles wieder neu erscheinen! Wieviel vermag doch das Mitfühlen des Herzens! Wenn die Zuhörer dieses Gefühl uns gegenüber empfinden, die wir sprechen, wir aber ihnen gegenüber, die lernen, dann sind wir gleichsam gegenseitig Mitbewohner („habitemus in invicem“, wir wohnen einer im andern), und was jene hören, das sprechen sie gleichsam in uns, und wir lernen gewissermaßen in ihnen, was wir lehren“¹⁵.

Diese wunderbare Formulierung vom Lehrenden als Lernendem und somit Beschenktem und vom Lernenden als Lehrer seines Lehrers kann jeder Katechet oder Prediger aus eigener Erfahrung bestätigen. Geradezu telepathisch merkt man nach wenigen Sätzen, ob das Vorgetragene erwünscht ist und ankommt, und wächst dann im Sprechen über das Vorbereitete hinaus; und umgekehrt, wenn ich wie vor einer Wand spreche, kein Echo finde, bleibe ich hinter meinen eigentlichen Möglichkeiten zurück.

Augustinus illustriert das an einem leicht aktualisierbaren Beispiel: „Da gingen wir wiederholt für uns allein an eindrucklichen und reizvollen Sehenswürdigkeiten in der Stadt oder auf dem Land vorbei, ohne daß sie uns auch nur in geringster Weise beeindruckten, weil wir sie schon zu oft gesehen hatten; nun aber, da wir sie anderen Leuten zeigen, die sie noch nie gesehen hatten, lebt unsere Begeisterung neu auf durch die Begeisterung, die das erstmalige Sehen in ihnen weckt. Das erfahren wir um so stärker, je enger sie mit uns befreundet sind: Im selben Maß, wie wir mit ihnen durch das Band der Liebe eins sind, wird auch für uns neu, was uns sattsam bekannt war“¹⁶.

Wenn nun aber alle Begeisterung bei den Schülern fehlt und sie nur noch blasiert abwinken? „Wirklich beschwerlich aber ist es, einen Vortrag bis zum vorgesehenen Ende durchzuhalten, wenn wir nicht merken, ob der Zuhörer angerührt werde“¹⁷. Da weiß Augustinus auch nicht weiter: „Ist der Hörer geistig allzu unbeweglich und gegenüber allen Feinheiten... unempfänglich, ja geradezu ablehnen, müssen wir ihn eben barmherzig ertragen... Im übrigen ist es sinnvoller, ausführlicher für ihn zu Gott zu sprechen, als mit ihm über Gott“¹⁸. Was die Inhalte angeht, schlägt Augustinus in diesem Fall vor, Gegenwartsprobleme in den Vordergrund des Unterrichts zu rücken, z.B. die Einheit der Kirche, die Gefahren für den Glauben und die Normen einer christlichen Lebensführung.

¹⁵ A. Augustinus, a.a.O., S. 42 f.

¹⁶ Ebd., S. 43.

¹⁷ Ebd., S. 44; Reil, a.a.O., S. 44.

¹⁸ A. Augustinus, a.a.O., S. 45.

Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß der Theologe und Bischof Augustinus zur Förderung des Unterrichtserfolgs und damit der eigenen Freude am Unterricht auch empfiehlt, auf das körperliche Wohlbefinden des Adressaten zu achten. Wenn der Adressat „seinen Mund nicht mehr für ein Wort der Zustimmung, sondern zum Gähnen öffnet und damit... zu erkennen gibt, daß er am liebsten weggehen möchte, müssen wir seine Aufmerksamkeit wieder wecken, indem wir etwa eine mit Humor gewürzte und zum Thema... passende Bemerkung einflechten, oder indem wir etwas erzählen, was großes Erstaunen und Verblüffung oder aber Schmerz und Klage hervorruft. Vorzugsweise sollte die Zwischenbemerkung mit ihm selbst zu tun haben, damit er an einem wunden Punkt getroffen, wieder wach wird“¹⁹. Ein anderes menschen- und körperfreundliches Mittel der Katechese besteht darin, dem Adressaten eine Sitzgelegenheit anzubieten: Katechese soll kein Akt der Askese sein²⁰.

Was Augustinus um 400 im einzelnen rät zur Auffrischung der Berufsfreude des Katecheten, ist — jedenfalls der Intention nach — übertragbar auch auf mitteleuropäische Verhältnisse am Ende des 20. Jahrhunderts. Bei uns klagen Religionslehrer und andere im Dienst der Kirche Stehende über das sogenannte Burnout-Syndrom. Was zur Milderung oder Heilung dieser Berufsunzufriedenheit vorgeschlagen wird²¹, ist mit Augustinus Ratschlägen durchaus vergleichbar und soll deshalb hier nicht wiederholt werden.

Ein Unterschied ist allerdings nicht zu übersehen. Die Berufs- und Arbeitsfreude hängt wesentlich mit ab vom Sozialprestige eines Berufes in der Gesellschaft. Das öffentlich Ansehen der Kirche ist aber in der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland seit dem Ende 2. Weltkrieges noch nie so schlecht gewesen wie heute. Den Ursachen dafür kann ich hier nicht nachgehen. Daß Christen, vor allem solche mit einem kirchlichen Beruf, in „kognitiver Dissonanz“ zu den Werten einer säkularisierten Gesellschaft leben müssen, ist in der Geschichte des Christentums nicht neu. Uns belastet aber eine zusätzliche Auszehrung der Freude: Auch innerkirchlich haben Mißstimmung, Verduß, Unlust und Kritik in einem bisher nicht gekannten Ausmaß zugenommen. Die Ursachen für dieses Phänomen müssen hier ebenfalls ausgeklammert bleiben.

Von George Bernanos gibt es die provozierende Feststellung im *Journal d'un curé de campagne* [Tagebuch eines Landpfarrers, 1936]²²: „die Kirche verfügt über die Freude, über den ganzen Anteil von Freude, der dieser traurigen Welt beschieden ist. Was man wider die Kirche tut, hat man wider die Freude getan“ Was Bernanos vor Augen hat, kann nicht vom äußeren Er-

¹⁹ Ebd., S. 45 f.

²⁰ Reil, a.a.O., S. 46.

²¹ Bernhard Grom, *Zwischen Berufsfreude und „teacher burnout“*, [in:] „Katechetische Blätter“ 1992 H. 1 S. 26—34 (hier S. 29).

²² G. Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers*, Köln 1966.

scheinungsbild der Kirche abhängen, — schon gar nicht von einer temporären „Stimmung“ Was Bernanos vorschwebt, ist wohl eher mit den Worten des Synodenbeschlusses *Unsere Hoffnung* (1975) ausgedrückt: „Sie (die Freude) kann eigentlich nur angeschaut und erlebt werden an denen, die sich auf die Nachfolge einlassen und darin den Weg ihrer Hoffnung gehen. Sie wird vor allem dort erlebt, wo die Getauften „voller Freude“ (Apg 2,46) das Gedächtnis Jesu und in ihm die Heilstaten Gottes feiern, in denen unsere Hoffnung gründet. Die Kirche schaut diese Freude von alters her in denen an, die sie als ihre Heiligen verehrt und deren Lebensgeschichten sie nicht zuletzt als Bewahrheiten christlicher Freude verwahrt — als Erzählungen über die Freude eines Christenmenschen“²³.

Die Kirche dient der Freude an Gott und seinem Heil, und das geschieht einigermaßen unabhängig von dem Bild, das sich die Menschen von ihr machen. Wer weiß, wie oft Menschen durch das Tun der Kirche und in der Verbundenheit mit ihr trotz allem angestiftet werden, Gott täglich zu danken dafür, „daß ich bin, bin! und daß ich dich, Schön Menschlich Antlitz! habe“? Dieses durch Evangelium und Kirche bestärkte Selbstwertgefühl des Christen und Katecheten bedarf freilich der Bestätigung durch andere.

Wenn mich niemals jemand merken läßt, daß er es gut findet, daß ich da bin und so bin, wie ich bin, ist die gottgeschenkte Freude an mir selbst gefährdet. Insofern sind wir gegenseitig dafür verantwortlich, daß Mitchristen Verse wie die von Matthias Claudius für sich gelten lassen können. Aber selbst, wenn diese Stütze wegfällt, traue ich dem Gedicht eine gewisse heilsame Wirkung zu, weil es eben nicht nur eine Satz Wahrheit transportiert, sondern weil mit ihrer geprägten Form ein Plus ins Spiel kommt: Das Gedicht bewirkt auf seine Weise, was es ausspricht; es geht, wie ein Lied, direkt ins Blut, in meinen Lebensrhythmus über.

Mit Matthias Claudius habe ich begonnen, zu ihm bin ich soeben zurückgekehrt, mit ihm will ich enden. Allerdings nicht so hochgestimmt wie zu Anfang. Ich denke aber, nur so ist der Gedankenbogen richtig geredet: „Memento homo quia pulvis es!“

Der Mensch²⁴

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,

²³ *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*. Offizielle Gesamtausgabe. Beschluß: *Unsere Hoffnung*, Freiburg 1976, S. 106 f.

²⁴ H. J. Schultz (Hg.), *Es gibt was Besseres in der Welt. Ein Matthias Claudius-Buch*, Stuttgart, S. 135.

Und bringt sein Tränlein dar;
 Verachtet und verehret,
 Hat Freude und Gefahr;
 Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
 Hält nichts und alles wahr;
 Erbauet und zerstöret;
 Und quält sich immerdar;
 Schläft, wachet, wächst und zehret;
 Trägt braun und graues Haar etc.
 Und alles dieses währet,
 Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
 Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
 Und er kömmt nimmer wieder.

Diese *Summula* der menschlichen Existenz ist dem Kohelet und anderen Weisheitsbüchern des Alten Testaments abgelauscht. Wohl nicht zufällig hat Arthur Schopenhauer, der illusionslose Pessimist, dieses Gedicht gelobt, weil es „den wesentlich pessimistischen Geist des Christentums an den Tag“ lege²⁵. Dem würde ich ungern beipflichten. Wohl aber sehe ich in diesem Gedicht eine notwendige Ergänzung des anderen. Nur so kommt der wesentlich realistische Geist des Christentums an den Tag.

Wenn ein Gedicht wie das gerade zitierte im Umfang von 18 Zeilen mit nur zwei beständig abwechselnden Reimen auskommt, entsteht „eine seltsame melancholische Monotonie“²⁶. Sie spiegelt ein Lebensgefühl, das auch einem Christenmenschen nicht fremd ist, mag auch unsere Lebenserwartung heutzutage über die achtzig hinausgehen. Selbst die Daseinsfreude des anfangs zitierten jungen Ich-Erzählers von Julien Green ist ausdrücklich nicht ohne Traurigkeit, Gräßlichkeit und Tränen des Kummers zu haben.

Die „melancholische Monotonie“ gehört nicht nur zum Menschsein (gleichsam naturwüchsig) dazu; was ich sagen wollte ist, daß gerade auf dem Humus dieser Lebensgrundsicht das täglich zu singende „Ich danke Gott und freue mich“ gewaschen ist. Das macht seinen Reiz aus und gibt ihm Glaubwürdigkeit. „Und sinne täglich nach“, schreibt Claudius in seinem letzten Lebensjahr an seinen Sohn Johannes, „sinne täglich nach über den Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut“²⁷. Erst im Licht dieses zweiten Gedichts, betitelt „Der Mensch“, verliert das erste Gedicht ganz und gar den Anschein von Naivität. Erst im Bestehen auch dieser zweiten Erfahrung wird das Gedicht „Taglich zu singen“ zum Ausdruck einer zweiten, nämlich einer geläuterten Glaubensnaivität.

²⁵ Ebd., S. 15.

²⁶ Ebd. (Schopenhauer).

²⁷ Ebenda.